

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 245.

Donnerstag, 21. Oktober.

1915.

(20. Fortsetzung.)

S. M. S. Grille!

(Nachdruck verboten.)

Roman von Otto Effer.

Am nächstfolgenden Tage gingen Fred und Rätke an Bord des „Umberto“, der gegen Abend die Ankerlichter und rauschend in die offene See hinausschiffte. Rätke stand auf dem Promenadenweg, die Hände auf die Meeleing gestützt, und schaute ernstes Auges auf die mehr und mehr zurückweichende Küste, auf die Stadt mit ihren Häusern, in deren Fenstern sich die Sonne spiegelte, auf die Berge, in deren Grün sich die weischimmernden Willen der europäischen Kaufleute verstreuen zu wollen schienen, auf die kleine evangelische Kirche und das hoch zum Himmel aufragende Observatorium der Jesuiten.

Das Herz war ihr schwer. Von lieben Freunden hatte sie Abschied nehmen müssen; eine glückliche, frohbewegte Zeit hatte sie doch in Schanghai verlebt, der erfrischende Hauch der großen Welt hatte sie umweht, und tausend Wunder hatten sich ihrem erstaunten Auge geöffnet.

Sollte sie jetzt wieder in die Enge ihrer alten Welt zurückfahren? Sollten sich wieder diese kleinlichen Anschauungen und Verhältnisse drückend auf ihr Leben legen, daß sie nicht frei aufzuatmen vermochte? Sollte sie wieder daheim sitzen mit einem Roman oder einer unnützen Handarbeit beschäftigt?

Sie würde dieses enge, nutzlose Leben nicht mehr ertragen! Wenn sie mit Fred nicht nach Schanghai zurückkehren konnte, dann wollte sie doch ein tätiges Leben führen, dann wollte sie als Krankenschwester in das Rote Kreuz eintreten — nicht daheim, sondern draußen in den Kolonien, in die das Rote Kreuz Pflegerinnen entsandte. Sie hatte ja von einer anderen Tätigkeit, von einem anderen Leben geträumt, aber diese Träume waren ja in eitel Dunst zerflattert. So mußte sie sich denn selbst ein freies, tätiges Leben schaffen.

Jetzt dampfte die „Umberto“ an einigen weit drauhen auf der See ankommenden Kriegsschiffen vorüber. Da es bereits dunkelte, hatten sie schon die Dichter aufgeleuchtet, deren Reflexe in dem dunklen Wasser widerpiegelten.

Eines der Schiffe war besonders hell und festlich beleuchtet. Girlanden von bunten Laternen zogen sich über das Deck. Lustige Tanzweisen der Schiffscapelle klangen herüber, auf dem Deck sah man die Paare sich im Tanze drehen. — Rätke erkannte das Schiff, es war die „Grille“, deren Offiziere der Gesellschaft Schanghai einen Ball gaben.

Mit großen, ernstesten, feuchtschimmernden Augen sah Rätke zu dem festlich erleuchteten Schiff hinüber. Ob horst sich unter der fröhlichen Gesellschaft Befand? Ob er jetzt einer anderen Dame seine Glückwünsche zuflüßeln legte? Ob sich noch eine Erinnerung an sie in seinem Herzen regte?

Sie seufzte tief auf und legte die Hand über die Augen. Sie wollte das glänzende Schiff nicht mehr sehen, sie wollte die fröhlichen Tanzweisen, die ihr ins Herz schritten, nicht mehr hören — es war ja doch alles vorüber!

Als sie wieder aufblickte, war es dunkel um sie geworden. In der Ferne verstrahlte das erleuchtete Schiff wie ein schönes Traumbild. —

Nach wochenlanger Fahrt warf die „Umberto“ Anker im Hafen von Triest. Fred fühlte sich nicht wohl; er hustete und fieberte zuweilen, der Schiffsarzt riet von einer weiteren Reise ab.

„Gehen Sie nach dem nahen Abbazia“, sagte er. „Dort haben Sie dieselbe schöne, frische Luft, wie an der italienischen oder französischen Riviera, Sie werden sich sicherlich dort erholen.“

Fred war damit einverstanden, und so fuhren sie mit dem nächsten Dampfer nach dem schönen, von Palmen umrauschten Abbazia, dem Mittelpunkt der österreichischen Riviera.

Im Hotel „Zum König von Ungarn“ fanden sie ein vornehmes und behagliches Logis. Das Hotel lag unmittelbar am Meer, und von seiner Terrasse aus genoss man einen herrlichen Ausblick auf das blaue Meer, das sich schäumend an den Felsen der Küste brach.

Rätke war viel allein. Fred war noch immer leidend, er mußte sich ruhig halten und viel liegen. Auf der schattigen Veranda des Hotels stand sein Liegestuhl, in dem er die heißen Morgen- und Nachmittagsstunden verbrachte. Rätke streifte dann in der schönen Umgebung umher, namentlich liebte sie es, einen einsamen Platz an der Meeresküste aufzusuchen und sich an dem Farbenspiel des Himmels und des Meeres zu erfreuen. In Gedanken folgte sie dann den vorüberziehenden Dampfern, die, eine lange, schwarze Rauchfahne hinter sich herschleppend, am Horizont untertauchten, oder den leichtbeschwingten Segelbooten, die so zierlich und flink über die blaue Flut dahinglitten. Eine trübselige Stille hatte sich ihres Herzens bemächtigt; ihr Glück, ihre Hoffnung war verlunken: nur aus weiter, weiter Ferne leuchtete noch ein Schein herüber, unerreichbar wie die Sterne am dunklen Himmelsgewölbe der Nacht.

Als sie an einem Nachmittage von einem weiteren Spaziergang zurückkehrte, fand sie ihren Bruder im Gespräch mit einem Herrn, der, ihr den Rücken kehrend, auf einem Stuhl neben dem Sessel Freds saß.

Als Fred sie eintreten sah, streckte er ihr die Hand entgegen und sagte: „Da bist du ja, Rätke! Hier ist ein alter Bekannter von dir.“

Der fremde Herr erhob sich. Rätke erschrak, sie sah sich Herrn von Reithardt gegenüber.

Fassungslos stand sie da. Reithardt verbeugte sich höflich.

„Sie sind erstaunt mich hier zu treffen, gnädiges Fräulein“, sagte er lächelnd. „Als ich gestern Abend hier anlangte, fand ich auf der Fremdenliste Ihren Namen und erlaubte mir, mich Ihrem Herrn Bruder auf Grund unserer alten Bekanntschaft vorzustellen. Ich hoffe, Sie sind mir nicht böse darüber“, setzte er ernst hinzu.

„Ich bin allerdings überrascht, Sie hier zu treffen“,

entgegnete Rätke, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend.

„Ich glaubte Sie auf Neuhoß . . .“

„Ich bin auf der Rückreise dorthin“, erwiderte er. „Habe mich all diese Zeit in der Welt umhergetrieben, war in unseren afrikanischen Kolonien, habe dort Löwen und Elefanten gejagt — jetzt ist es allerdings Zeit, daß ich mal wieder daheim nach Ordnung sehe. Am besten ist es doch in der alten Heimat . . .“

Seine Erscheinung hatte sich zu ihrem Vorteil verändert. Seine Gestalt war straffer geworden, sein Gesicht war von Wind und Wetter und der Sonne der Tropen gebräunt, das spöttische Lächeln, das sonst seine Lippen zu umspielen pflegte, war verschwunden und hatte einem ernsten, ein wenig melancholischen Ausdruck Platz gemacht. Sein dunkles Haar war an den Schläfen leicht ergraut.

Rätke konnte ihn nicht ohne eine gewisse Teilnahme ansehen. Sie hatte ihre Fassung wiedergewonnen. Jetzt war es ihr sehr angenehm, daß sie ihrem Bruder nichts von Reithardts Werbung um ihre Liebe erzählt hatte, so konnte er doch harmlos mit ihm verkehren.

„Ihr Herr Bruder hat mir von Ihren Abenteuern im Lande der gelben Gefahr erzählt“, fuhr Reithardt fort. „Wie schade, daß mich meine Weltreise nicht nach China geführt hat; wenn ich allerdings gewußt hätte, daß Sie dort weilten, würde ich vielleicht doch meine Schritte dorthin gelenkt haben.“

„Ich glaube kaum“, entgegnete Rätke zurückhaltend, „daß Sie sich in der dortigen Welt des Handels wohl gefühlt hätten.“

Reithardt sah sie aufmerksam an.

„Ich weiß, was Ihre Worte bedeuten sollen, gnädiges Fräulein“, sagte er ernst. „Es liegt ein gewisser Vorwurf darin . . . ja, schütteln Sie nur den Kopf! Sie haben ja vollständig recht — für uns Landjunker existiert ja der Handel, der Kaufmann, eigentlich nicht. Aber, was mich betrifft, so irren Sie sich doch; seit ich mir den Wind der großen Welt um die Nase habe wehen lassen, habe ich meine Anschauung denn doch einer Revision unterzogen. Alle Achtung vor dem deutschen Kaufmann!“

Fred lachte.

„Das Wort laß ich gelten, Herr Baron“, sagte er. „Ohne den deutschen Kaufmann könnte Deutschland seinen Platz in der Welt kaum behaupten.“

„Sie haben recht, Herr Schuhmacher. Und mit dieser Erkenntnis da fallen denn auch manche altmodischen Schranken von uns ab, der Blick wird freier und wir kümmern uns nicht mehr um die engherzigen Anschauungen unserer lieben Nachbarn.“

Er sah bei diesen Worten zu Rätke hinüber, die leicht errötete. Sie fühlte einen geheimen Sinn in seinen Worten, die er mehr an sie als an ihren Bruder gerichtet hatte. Um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, fragte sie:

„Sie werden Ihre Reise sehr bald fortsetzen?“

„Ich habe die Absicht, aber ich fühle, daß ich mich von meinem ostafrikanischen Aufenthalt einige Zeit erholen muß und so habe ich mich entschlossen, einige Zeit hier zu bleiben. Ich hoffe, wir werden während dieser Zeit gute Freundschaft halten, gnädiges Fräulein . . .“

„Ich hoffe es auch, Herr Baron“, sagte Fred anstatt Rätke, die schweigend den Blick in die Ferne sandte. „Wir werden ja noch einige Wochen uns hier aufhalten müssen.“

„Es wird kühl, Fred, wollen wir nicht hineingehen?“ fragte Rätke. „Da läutet es auch zum Souper . . .“

„Ist es unbedeuten“, fragte Reithardt, „wenn ich mir die Erlaubnis erbitte, an Ihrem Tisch mit Platz nehmen zu dürfen?“

„Wer im Gegenteil, Herr Baron“, entgegnete Fred. „Es wird uns sehr angenehm sein . . .“

Sie begaben sich in den Speisesaal, wo sie an einem kleinen Tische Platz nahmen. —

Als Rätke später in ihrem Zimmer an dem geöffneten Fenster stand, aufschauend zu den leuchtenden Sternen, umweht von der lauen Nachtlust, die ihr die

schweren Düste des Gartens zutrug, da mußte sie sich gestehen, daß der Abend sehr angenehm verlaufen war. Mit keinem Worte hatte Reithardt auf ihr früheres Verhältnis angespielt; er hatte von seinen Reisen erzählt, von seinen Abenteuern in Afrika, von seinen Jagden auf den Steppen und in den Urwäldern, und hatte mit Teilnahme den Schilderungen Freds von Land und Leuten in China zugehört.

„Ein wunderbares Land, dieses Reich der Mitte“, sagte er lächelnd. „Und wenn ich nochmals eine Weltreise unternehme, dann werde ich das Wunderland Ostasiens aufsuchen. Werden auch Sie wieder dorthin gehen, Herr Schuhmacher?“

„Ich denke — ja. Ich glaube kaum, daß ich mich in deutsche Verhältnisse wieder eingewöhnen kann.“

„Und Sie, gnädiges Fräulein?“

„Ich hoffe, meinen Bruder wieder begleiten zu dürfen.“

„Über die deutsche Heimat?“

„Ich habe hier kaum das, was man eine Heimat nennen kann“, entgegnete sie hart. „Ich muß mir selbst eine Heimat schaffen, das heißt, ein Feld der Tätigkeit, wo ich nutzbringend wirken kann.“

„Sollte sich Ihnen in Deutschland keine Heimat bieten?“ fragte er, und sein Blick suchte ihre Augen fest zu halten.

Sie senkte den Blick.

„Ich habe die Absicht, mich als Krankenpflegerin zu betätigen“, entgegnete sie.

„Das Krankenhaus soll Ihre Heimat werden?“

„Ja . . .“

Fred lachte.

„Wir wollen es abwarten“, sagte er gut gelaunt. „Vielleicht bietet sich doch noch eine andere Heimat . . .“

Reithardt schwieg und blickte ernst auf das Glas, mit dem seine schlanke, nervöse Hand spielte. Wöglich schaute er auf und seine Augen begegneten mit vollem tiefen Blick den ihrigen. Dann erhob er das Glas und sprach mit seltsam bewegter Stimme:

„Lassen Sie uns darauf anstoßen, daß Sie hier doch noch eine Heimat finden, gnädiges Fräulein, die Liebe und Träne Ihnen bereiten . . .“

„Bravo!“ rief Fred und stieß mit Reithardt an.

„Ich danke Ihnen für Ihren Wunsch“, sagte Rätke leise und ließ ihr Glas leicht mit dem seinigen zusammenklingen. (Fortsetzung folgt.)



Die Kunst hat es eigen, daß sie den Menschen stille, ruhig und friedlich macht.

Auf Feldwache.

(Originalbericht.)

Kleinbild vom Kriegerleben aus dem Osten von einem Landwehroffizier.

Am . . . hatte ich das Kommando über eine Feldwache bei R. Nachts um 12 Uhr kehrte ich von einer Revision der Posten und Patrouillen in das polnische Bauernhäuschen, in dem ein Teil der Leute untergebracht war, zurück. In dem einzigen heizbaren Raum, der gleichzeitig Küche, Wohn- und Schlafzimmer bildete, hatten sich 10 Mann unter unglaublicher Ausnutzung des verfügbaren Raumes zusammengedrängt. Der Pole und seine Frau lagen, halb entkleidet, zusammen in einem schmalen Bett. Im zweiten ein Kind von acht, eins von sechs Jahren und die Wagg, daneben die unvermeidliche Wiege mit dem unvermeidlichen Säugling. Ein Junge von 10 Jahren lag mitten unter den Mannschaften im Stroh. Der Unteroffizier, der mich vertreten hatte, begab sich ebenfalls zur Ruhe. Ich nahm an dem Tisch, auf dem eine grüne Weihnachtskerze flackerndes Licht gab, Platz. Auf dem Tisch lag ein Buch; es war ein Band — Goethe, und aufgeschlagen war: „Über allen Gipfeln ist Ruh.“ Unter dem Eindruck des todverkündenden Schlusses dieses Gedichtes stieg es warm in mir auf und eine höchst unsoldatische Wangigkeit

wollte mich übermannen, die ich aber sogleich energisch ab-
 schüttelte. Unser unfreiwilliger Wirt brachte mich auf andere
 Gedanken. Er hatte wohl gesehen, wie mich fröstelte, alsbald
 sein Bett verlassen und stand nun mit einem gefüllten
 Schnapsglas vor mir. „Dinna“ (halt), sagte er, „Buttki
 gutt“, und grinste schlaue über das ganze Gesicht. Meine Ab-
 lehnung verstand er falsch. Ich setzte mich an den Tisch und hing
 hinab und meinte eindringlich: „O, nig Gift, nig Gift! Gutt
 für Panie.“ Ich schenkte ihm nun, weil er so gutherzig war,
 aus meinem Fläschchen „Rampe Halb und Halb“ ein, den
 er mit Genug hinter die Binde goß, worauf er sein Entzücken
 über die ihm unbekannte Marke durch ein ganz verrücktes
 Mienenpiel zu erkennen gab. Dem Handkuß und dem ser-
 vilen Umfassen der Knie (für einen „Bitteren“) entging ich,
 indem ich schleunigst Deckung hinter dem Tisch suchte, dann
 schickte ich ihn ins Bett. Ich setzte mich an den Tisch und hing
 meinen Gedanken nach. In einiger Entfernung dröhnten un-
 aufhörlich unsere schweren 21-Zentimeter-Geschütze. Da-
 zwischen zeternte plötzlich Maschinengewehrfeuer, das ebenso
 schnell verstummte; auch die Artillerie stellte ihr Feuer ein.
 Ich sah mich um. In der wunderlichen Umgebung kam ich
 mir wie verzaubert vor, unglaublich, unwirklich schien mir
 mein Hiersein. Das ängstliche grüne Lichtchen streute
 zitternde Reflexe auf den armseligen Hausrat und die schlaf-
 enden Menschen. Nur der Pole lag noch wach und blinzelte
 mich unablässig an. Minutenlang betrachteten wir uns
 schweigend. Um seinen Mund tauchte ganz langsam ein ein-
 fältiges Lächeln auf, das sich allmählich über sein ganzes
 Gesicht verbreitete. Dann nickte er mir unaufhörlich zu, um
 mich seiner unbegrenzten Ergebenheit zu versichern. Zum
 Reichen meines Verständnisses fing ich auch an zu nicken.
 Diese lächerliche Niderei wurde mir aber lästig und ich sagte
 energisch „dobranog!“ (Gute Nacht). Er verstand sofort,
 steigerte sein Lächeln und Nicken auf einen ungeahnten Höhe-
 punkt, dann schloß er gehorham die Augen und das Lächeln war
 wie aus seinem Gesicht gewischt. Ich ertappte ihn dann noch
 ein paar Mal, wie er mich betrachtete, sobald er sich aber be-
 obachtet sah, machte er die Augen wieder zu. Die Frau schlief
 fest, ein Schimmer fiel auf ihr welles Gesicht mit den spitzen
 Backenknochen und der aufgestülpten Nase. Die schwarze
 Mutter Gottes von Czestochau schaute mild auf sie herab.
 Gorkis „Nachtschl“ fiel mir ein, und ein tiefes Mitleid mit
 diesem bedauernswerten, geschundenen Volk bedrückte mein
 Herz. Heftiges Geschrei des Säuglings in der Wiege lenkte
 mich ab. Die Magd war zu faul, aufzustehen; sie streckte ihr
 nacktes Bein aus dem Bett, fachte die Wiege mit den Beinen
 und setzte sie in schaukelnde Bewegung. Ich hatte das noch
 nicht gesehen, war also einigermaßen erstaunt, aber da sie
 keine Miene verzog, versuchte ich ebenfalls, ungeheuer gleich-
 gültig dreinzusehen, was mir nur schwach gelungen sein mag.
 Schön war das Bein nicht. Dann fiel mein Blick auf die
 schlafenden Wandstürmer; Gesichter, die von Arbeit und
 Mühsal erzählten, einige sahen gramvoll aus, die meisten
 hatten 6 bis 8 Kinder zu Hause. Einer war wach. Er meinte,
 wie lange der Krieg wohl noch dauern könne. Ich antwortete:
 „Ein Wandstürmann fragt mehr, als zehn Leutnants beant-
 worten können; jedenfalls so lange, daß es den Russen nicht
 mehr einfallen kann, uns zu überfallen.“ „Ja“, meinte er,
 „was in Ostpreußen geschehen ist, und was die Polen hier zu
 bulden haben, das dürfen unserer Leute daheim nicht erleben,
 dafür sind wir hier!“ Er sagte das schlicht, aber mit großem
 Nachdruck. Es ward mir frohgemut ums Herz, wir steckten
 uns eine Liebeszigarre an — Marke Leuchtturm —, und ich
 ging bald darauf, als der Tag graute, mit dem sicheren Be-
 wußtsein in mein Quartier, daß die Wandstürmer entschlossene
 Soldaten seien und daß auch die ältesten Semester hier
 draußen ihre Schuldigkeit tun. (Bens. M.)



Aus der Kriegszeit.

Was der Kronprinz alles auszuhalten hat.

Unter dem Titel „Fähigkeit der Hohenzollern“ bringt die
 deutsche Zeitung „California Democrat“ in San
 Francisco eine Aufstellung der Unfälle, die der deutsche
 Kronprinz nach der Presse der Verbündeten zu befehlen hatte.
 Die Zeitung schreibt:

Kronprinz Friedrich Wilhelm hat viel in diesem Kriege

durchgemacht. Er ist mehrere Male ermordet wor-
 den und auf dem Schlachtfelde gefallen; außerdem ist er
 noch in zwei verschiedenen Hospitälern gestorben. Fast
 jede Woche ist er verwundet worden. Sein Leichen-
 zug ist schon zweimal durch die Straßen Berlins gezogen.
 Weiterhin ist er abgesetzt und auch zum obersten Be-
 fehlshaber in Polen ernannt worden. Alles das laut Nach-
 richten des „New York Herald“.

Folgendes sind die hauptsächlichsten Erlebnisse des Kron-
 prinzen in den ersten acht Monaten des Krieges, wie sie die
 Nachrichtenbureaus der Verbündeten gebracht haben.

6. August. Ein Attentat auf den Kronprinzen in
 Berlin. Nach einigen Nachrichten hatte das Attentat Erfolg;
 nach andern nicht.

18. August. Er wird an deutsch-französischer Grenze
 schwer verwundet und in das Hospital von Aquisgran
 (Aachen) gebracht.

20. August. Bei einem zweiten Attentat in Berlin
 wird er an einem Bein verletzt.

24. August. In London erhält man die aus vertrauens-
 würdiger Quelle stammende Nachricht, daß er das Opfer eines
 Attentats geworden ist, welches streng geheim gehalten
 wird.

4. September. Er verübt Selbstmord, nachdem seine
 Soldaten auf ihre eigenen Kameraden gefeuert, viele getötet
 haben.

8. September. Die kaiserliche Garde wird gegen den west-
 lichen Teil der französischen Linien geschickt, wo die Deutschen
 von den Engländern besiegt werden.

11. September. Der Kronprinz wird Oberbefehlshaber
 des deutschen Heeres, welches die Aufgabe hat, die Russen
 aus Ostpreußen zu werfen.

12. September. Er leitet eine heftigen Angriff gegen
 Verdun.

13. September. Er stirbt in einem Hospital in Brüssel
 an seinen Verwundungen. Sein Bruder Prinz Adalbert stirbt
 in demselben Hospital.

15. September. Er leitet, trotzdem er gefallen ist, noch
 einen Angriff gegen Verdun.

16. September. Er wird in Polen durch ein Schrapnell
 schwer verletzt.

18. September. Es geht das Gerücht, daß er am
 6. September verwundet wurde.

2. Oktober. Da ihr Gemahl in der Nähe von Ranzig
 schwer verwundet worden ist, reist die Kronprinzessin
 mit ihren Söhnen zur Front, um ihn zu pflegen.

24. Oktober. In New York erhält man einen Brief von
 einer Frau, worin sie schreibt, daß sie am vorhergehenden
 Tage dem Begräbnis des Kronprinzen in Berlin beige-
 wohnt habe. Ganz Berlin habe ihm die letzte Ehre erwiesen.

25. Oktober. In einem unbekannten Fürsten, der auf
 dem Schlachtfelde verwundet wurde, erkennt man den
 deutschen Kronprinzen.

3. November. Er wird zum dritten Male in Berlin
 begraben.

4. November. Er fällt auf dem deutsch-französischen
 Kriegsschauplatz.

6. November. Infolge des ungünstigen Verlaufs des
 Krieges wird er irtümlich und auf einer abgelegenen Be-
 stimmung der Hohenzollern untergebracht.

12. November. Er wird Oberbefehlshaber der
 deutsch-österreichischen Heere, die gegen Rußland kämpfen.

17. November. Er liegt schwer verwundet im
 Palast in Straßburg.

16. Januar. Man erkennt in einem Verwundeten
 in einem Hospital in einer kleinen deutschen Stadt den
 Kronprinzen.

3. März. Der Kronprinz verliert das Oberkommando
 über das 6. Armeekorps und wird zu seiner Familie ge-
 schickt.

25. März. Er wird in ein Hospital in der Nähe von
 Potsdam gebracht. Die Kronprinzessin pflegt ihn.

„Wohl nie hat ein Wesen“, so schließt die kalifornische
 Zeitung, „sobiel durchgemacht wie der deutsche Kronprinz.“

Das Hohenzollern-Jubiläum in Berlin vor 100 Jahren.
 Entsprechend dem Ernste der heutigen Zeit wird das Fest der
 500jährigen Herrschaft der Hohenzollern in der Mark Brandenburg
 und in Proußen ohne Sang und Klang begangen. Zur
 Erinnerung an den Tag, an dem vor 100 Jahren, am Sonn-

tag, den 20. Oktober 1415, die Stände der Mark Brandenburg dem ersten Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern in dem hohen Hause in der Klosterstraße, der damaligen Residenz der Markgrafen von Brandenburg, die Erbhuldigung geleistet haben, finden nur Gestecke in den Schulen statt. Anders war es vor 100 Jahren bei der 400jährigen Feier der Hohenzollernherrschaft. Sie fiel bekanntlich in die Zeit, in der soeben der schwere Kampf gegen Napoleon I. siegreich beendet worden. Sie stellte auch gleichzeitig eine Siegesfeier dar und gestaltete sich zu einem Volksfeste, dem ersten wirklichen Volksfeste, das in Verbindung mit einer das Hohenzollernhaus betreffenden Feier im alten Berlin begangen worden ist. Das Fest fand am Sonntag, den 22. Oktober 1815, statt; am Vormittag wurde die militärische und die kirchliche Feier abgehalten. Um 9 Uhr stand die ganze Garnison von Berlin einschließlich des Regiments Gardes du Corps, das damals in Charlottenburg lag, längs der Linden und auf dem Wege nach Charlottenburg zur Parade aufgestellt. Der König Friedrich Wilhelm III. ritt an der Spitze einer glänzenden Suite durch das Spalier der Truppen und ließ diese dann auf dem Platz zwischen dem Lustgarten und dem Schloß an sich vorbeimarschieren. Hierauf begab sich der König mit seinem Gefolge in den Dom zum Gottesdienst, an dessen Schluß das Te Deum gesungen wurde. Bei diesem gab die im Lustgarten mit der Front nach dem Schloßgarten aufgestellte Infanterie ein Lauffeuer von etwa 60 000 Schüssen ab, die in einer Zeit von einer halben Viertelstunde fielen; zu gleicher Zeit wurde von der am Lustgarten aufgestellten Artillerie die bei festlichen Gelegenheiten gewöhnliche Anzahl von 101 Schüssen gelöst. An die militärische Feier schloß sich das Volksfest an, zu dem auf dem großen Exerzierplatz am Tiergarten, dem heutigen Königsplatz, die umfassendsten Vorbereitungen getroffen waren. Dort waren u. a. zwei Rennbahnen für Wettkämpfer abgesteckt worden, von denen jede 200 Schritt lang und 60 Schritt breit war. Zwei besondere Plätze waren zu Hahnenkämpfen eingerichtet worden. Außerdem hatte man Mastbäume von je 70 Fuß Höhe errichtet, an deren mit Baumzweigen gekrönten Gipfeln auf wagerecht stehenden Winkeln die Namen der denkwürdigsten Siegesorte „Leipzig“ und „Belle Alliance“ zu lesen waren. Ungefähr 15 Fuß unter den Gipfeln hingen in einem mit Laubwerk geschmückten Kreise die Gewinne, die sich die kühnen Kletterer von den Mastbäumen holen sollten. Unter den Gewinnen befanden sich einige silberne Uhren, silberne Eß- und Teelöffel, eine Weste mit seidenerem Halsstuch, mit Chemisett und dergleichen mehr. Die Berliner Turnerschaft hatte die Preisrichter für alle übrigen gestellt, und aus ihr gingen auch die Sieger beim Spiel hervor. Ein kleiner, kaum zwölfjähriger Turner war als der gewandteste zuerst auf dem einen Mastbaum; er hatte nur 10 Minuten mit Klettern zugebracht. Ferner waren zwei Gerüste aufgestellt worden für die Musikchöre, die während des Festes zum Tanze aufspielten. Zwischen beiden Chören war ein besonderer Platz eingerichtet, von dem aus Luftballons in die Höhe flogen. Die Ballons waren zum meist Charakterfiguren, die sich unter dem Beifallklatschen der Menge in die Höhe erhoben. Um alle die einzelnen Spielplätze herum waren Schürre gezogen, die den zu großen Andrang des Publikums abzuhalten bestimmt waren. Man vertraute und mit Recht darauf, so schreibt ein damaliger Chronist, daß das Volk die leichten Schürre besser respektieren werde, als wenn zu diesem Zwecke ein Zwang angewendet würde. Nach Eintritt der Dunkelheit wurde ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt, das von der Menge mit großem Jubel aufgenommen wurde. Als das Feuerwerk zu Ende war, flammten auf den rings um den Platz gestellten Standelabern, welche Feuerbecken trugen, mächtige Kienfeuer in die Höhe, deren Licht dazu diente, der zahllosen Menge den Nachhauseweg zu erleuchten. An dem Feste nahmen mehr als 60 000 Personen teil; alle Berichte melden uns übereinstimmend, daß es in ungestörter Ruhe den glücklichsten Verlauf nahm.

Geibel'sche geflügelte Worte. Seit Beginn des Weltkriegs, vor allem aber, seit unsere Feinde uns mit dem Namen „Barbaren“ schmähern, sind die Verse „Und es mag am deutschen Wesen / Einmal noch die Welt genesen“ zu einem immer wieder angeführten Schlagwort geworden. Nicht alle aber wissen, daß sie einem Gedichte Emanuel Geibels, „Deutschlands Beruf“, entnommen sind. . . . Man hat Geibel nach 1870 den Ehrennamen eines „Reichserbols“ gegeben, und unter den Dichtungen zu dem deutsch-französischen Kriege gehören einige seiner Lieder zu den besten. Aber wenn wir

auch jetzt wieder mit dem Schluß seiner „Deutschen Siege“ wünschen, daß „der Friede, / ein deutscher Friede sein“ möge, wenn wir auch jetzt gern mit dem Dichter sprechen möchten: „Nun laßt die Glocken / Von Turm zu Turm / Durchs Land frohlocken / Im Jubelsturm! . . . Ehre sei Gott in der Höhe!“, in seinen politischen Gedichten finden sich keine geflügelten Worte. Da müssen wir uns schon eher bei Geibel, dem Mittelpunkt der Münchener Gesellschaft „Das Skolobil“, umtun. Dabei stoßen wir auf sein „Lob der edlen Musika“, das 1842 in Fritzs „Musikalischem Hausschatz der Deutschen“ erschienen ist, und aus dem die „Musikantenlehre, die ist als wie ein Loch“, mit der die letzte Strophe anhebt, ebenso wie deren Schlußvers „Gelobet seist du jederzeit, Frau Musika!“ leben wird, so lange es einen deutschen Studenten gibt. Geibel, den wir wohl den volkstümlichsten Dichter nennen dürfen, da die Auflagezahl seiner Gedichte an die hundert geht, hat uns in seiner in Klefkes „Berliner Taschenbuch für 1848“ aufgenommenen „Bänderschaft“ auch ein wirkliches Volkslied geschenkt, das wohl so oft gesungen wird wie Heines „Lorelei“. Auch ihm sind zwei geflügelte Worte zu entnehmen, der Anfang des Liedes „Der Mai ist gekommen“ und aus der dritten Strophe die Worte „Mein Herz ist wie 'ne Lerche“. Aus dem Beginn der vierziger Jahre stammt auch Geibels Gedicht „Hoffnung“, dessen zuversichtlicher Ausruf „Es muß doch Frühling werden“ auch zum geflügelten Wort geworden ist. Zum Schluß seien noch einige Worte aus den empfindsamsten Gedichten Geibels erwähnt, die in dem deutschen Philatenschatz eine feste Stelle gewonnen haben. Da klagt z. B. der „Rigeunerbube im Norden“ über sein Heimatland, „fern im Süd das schöne Spanien“, und aus dem Liede „Wo still ein Herz von Liebe glüht“ zitiert wohl mancher, auch ohne den Dichter zu kennen, den zweiten Vers „O rühret, rühret nicht daran!“ — nicht immer freilich an passender Stelle.

Zur Technik der Gipsverbände in den Feldlazaretten. Die Aussichten für eine gute und ohne Nachwirkungen verlaufende Heilung von Schußverletzungen, die Knochenbrüche und -splitterungen zur Folge hatten, sind erzieherischermaßen um so aufrechter, je geringer der Zeitraum zwischen Verletzung und Anlegen eines Gipsverbandes ist. Darum gehört die schnelle Behandlung mit Gipsverbänden zu den hervorragendsten Pflichten und Diensten des Feldlazarettarztes. Doch der Wert des Gipsverbandes besteht, wie der Stabsarzt Dr. Siegfried Peltesohn im nächsten Heft der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ ausführt, nicht nur in seinem Wirken als Heilmittel. Das sofortige Anbringen von Gipsverbänden womöglich in den in der Feuerzone stationierten Feldlazaretten bietet auch eine Gewähr für einen möglichst schmerzlosen und Komplikationen vermeidenden Weitertransport der Verwundeten. Daher kommt es bei diesen ersten Verbänden weniger auf Kunstschönheit, als vor allem auf Widerstandskraft und Dauerhaftigkeit an, damit ein Rütteln oder Verschieben der verwundeten Knochen Teile während der Heimreise vermieden wird. Über die besondere Technik dieser Verbände äußert sich Dr. Peltesohn: „Es ist ja wohl richtig, daß man die Bruchfestigkeit der Verbände durch Eingipsen von Aluminiumstreifen vergrößern kann. Indessen ist dies doch ein kostspieliges Verfahren, zumal wenn man sich lediglich der gelieferten Gipsbinden bedient. Dies gilt namentlich für die großen Verbände bei Knochenschußbrüchen der unteren Gliedmaßen, insonderheit der Oberschenkelfrakturen, bei welchen ja das Beden mit eingegipst werden muß. Wie teuer ein solcher, Unterschenkel, Oberschenkel und Beden umschließender, lediglich aus Gipsbinden hergestellter Verband ist, wird man aus der Tatsache ermessen können, daß man hierbei mit weniger als 30 Gipsbinden — die breiteste Sorte ist 12 Zentimeter breit, alle sind 4 Meter lang — kaum je auskommt. Da nun die Herstellung von breiteren Gipsbinden unter Anwendung von gestärkten Gazebinden sich im Feldlazarett nicht durchführen läßt, wobei zu bedenken ist, daß auch leistungsfähiges Material sehr teuer ist, muß man auf andere Materialien zurückkommen als stoffliche Grundlage. Hierfür eignet sich ganz besonders die Sackleinwand. Sackleinwand berart, wie wir sie brauchen, d. h. recht grobmaschige, ist außerordentlich billig — im Frieden kostet das Meter etwa 20 Pf. — und liegt im Felde geradezu auf der Straße.“ Demnach vermag die Leinwand im Felde schädlich geordneter, für Transportzwecke nicht mehr geeigneter Sacke in der Technik der Gipsverbände eine bedeutende Rolle zu spielen.